

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 21 (1895)
Heft: 39

Artikel: Die Rasse der Regierungsräthe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-432610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich bin der düstere Schreier
Und begreife es wirklich sehr wohl,
Daß man sich nicht kann begeistern
Für das Jüdhölz-Monopol.

Allein man darf sich doch sagen,
Solch' Dinge haben wir viel,
Die uns nur wenig begeistern
Und selten treffen in's Ziel.

Hier gilt's doch ein Gutes zu retten:
„Zu heben der Arbeiter Weh!“
Und wem es am Ketten gelegen
Springt auch in den trüben See!



Die Rasse der Regierungsräthe.

Bei einer festlichen Versammlung von Männern der Wissenschaft wehrt sich der Regierungsrath eines Schweizerkantons in launig ausführlicher Rede gegen den längst erhobenen Vorwurf, die Regierungsräthe hätten keine „Rasse“ mehr.

Ein bauerlicher Zuhörer bemerkt im Stillen: „Das hätt'st können kürzer machen. Wenn die Regierungsräthe keine Rasse hätten, würde man es wohl unterlassen haben, vor Kurzem zwei „föttig“ auf die landwirtschaftliche Vieh-ausstellung nach Bern zu schicken.“

Einmal und jetzt.

Der heilige Martin, der bekanntlich dem Kriegerstand angehörte, hat, wie die Legende lehrt, seinen Kaput vertheilt, um ihn einem Bettler zu schenken. Was würde wohl heute einem schweizerischen Rekruten passen, wenn er sich dieselbe Extravanz, d. h. Gutherzigkeit, zu Schulden kommen ließe?

Lied des Alpenjägers

beim Anblick der von Plakaten gereinigten Schöllenschlucht.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Die Reklamen — endlich! — man spachtelt sie weg!
Man schneidet verwegen
Aus Feldern von Gneis
Berlins „Hotel Central“
Und Cacao-Preis.

Und unter den Füßen ein neblig's Meer,
Erkennt man die Freiheit der Menschen nicht mehr.
Gereinigt von „Dolsen“
Erblickt man die Welt, —
Gib's je einen krassern
Reklame-Feld?

Professor Gscheidli's Schönwetter-Vortrag.



Das eigentlich ganz unerhört schöne Wetter der letzten Zeit, langgedehnte Zuhörer, scheint mir ein dermaßen nicht umzubringendes, daß es jedenfalls höchste Zeit ist, hierüber sich in einem Vortrage zu verbreiten. Wie namenlos viel Unglück durch anhaltend, sagen wir einigermaßen schönes Wetter erzielt werden könnte, das zeigt uns schon die Weltgeschichte, die biblische nicht ausgeschlossen. Hätten z. B. Napoleon, als er nach Moskau und Hammbal, als er über die Alpen feldzüge, nicht so außerordentlich pfiffriges Schneegestöber, ja man darf wohl sagen hundsgemeines Wetter gehabt, einer Masse Menschen wäre damals ein vorzeitiges Sterben erspart geblieben. Hätte es ferner beim Auszug der Kinder Israels aus Aegyptenland nicht so befäßen geplagregnet, die berittene pharaonische Gendarmerie wäre nicht in die Rosschwämme gerathen und die Vorfahren Cohn's und Zeiteles' wären in Aegypten geblieben, ein Moment, der die Verhütung des Antisemitismus zur berechenbaren Folge gehabt haben würde.

Die Schwaben haben ein Kaiser, — die Schweizer ein Festspielwetter. Dann gibt es noch Zürcher- und Berner-Festwetter, welche alle miteinander den Schirmfabrikanten genug zu verdienen geben.

Wäre freilich konstant schönes Wetter, so würde das nach meinem unmaßgeblichen Urtheil der Kunst zu bösem Nachtheil gereichen. Beethoven würde keine Gewitterlymphonie komponiert und unser Stäbli keine Regenlandschaften

gemalt haben, dergleichen wäre die Hagelversicherung für gemalte Glascheiben auch noch nicht erfunden. Bei schönem, sagen wir einigermaßen schönem Wetter sind die Mienen der Gläubiger zu Wasser und zu Land stets aufgestellt und für Nachgiebigkeit empfänglich, andererseits finden wiederum viele Menschen nur deswegen den Tod im Hochgebirge, weil es nicht geregnet hat. Denn hätte es geregnet, so wären sie voraussichtlich nicht auf ein irgend erschrockliches Horn getrabelt und wären zu Hause geblieben. Bestände immerzu schönes Wetter, so gäbe es keine Buchhändler mehr, was ja eigentlich auch ein Segen wäre. Denn statt in irgend einem abgegriffenen „Schmöcker“ aus der Leihbibliothek würde man in dem stets prompt aufgeschlagenen „Buche der Natur“ lesen, in- folgedessen die Herren Optiker ihr Gewerbe auch aufstecken könnten.

Hochgeehrte Zuhörer!

Stünde stetsfort die Sonne am Himmelszelt, so wäre unser nicht zu unterschätzender Sprachschatz um ein charakteristisches Kraftwort ärmer, einem Wort, das von Reich und Arm, Alt und Jung, von Mann und Weib mit gleicher Betonung in meist stets geeigneten Momenten, vorzugsweise aber beim Jassen und beim Wäscheaufhaken gehandhabt wird, das großartige Monumentalwort: „Donnerwetter!“

Den Werth eines Monopol-Jüdhölzchens lernt man erst dann kennen, wenn man ein leidenschaftlicher Raucher ist und in einem Hause wohnt, das elektrisch beleuchtet und mit Dampf geheizt wird.

Toni: „Sönd mer jeh nöd an stols Narä, daß mer kä Vechl of Bern hinderä frankfirt hönd a die groß gwaltselig land wirtig Usfölli.“

Sepp: „Seb dei han i grad au denkt; Schöf, Gähä, Schwy ond Chüngeli chönd die Bärä verchauft, daß am fast de Verstand z'underobst goht.“

Toni: „Woroch globäl viertstuf ond föstufst Frankä for en änzige Stier ist bigopp überpölt.“

Sepp: „Wo kä Tröpt Miläch gitl 's ist dröber usä! So än Stier föll mer aber föß denn glych näbis e fufers Thier sy, ond hät wölleweg all chogä Tugetä.“

Toni: „Woroch globäl Es pelendet mi hellmäsig, daß i min Stier, dä „Garribaldi“, nöd au zäget ha, der hät mi Gott Seel Furoris g'macht ond en erbers Geld g'gulte, was mänst?“

Sepp: „Was i mäne? — jo bigöft — er hinfst jo! — ä chogäloses Käster.“

Toni: „Das ist kä Käster — das ist blos en Oglück — won-er in d'Vschüttchästä abä felt ist.“

Sepp: „Ond hät ä verbroches Horn!“

Toni: „Aber äs i st ganz, ond wird me waul merkä wie 's ander au chönt sy.“

Sepp: „Ond hät bloß no dä halb Schwanz.“

Toni: „Dä Schwanz ist hinnädra — ond goht Niemer nütz a.“

Sepp: „Ond of äner Sytä ist en ganzä Plätsch hoor abg'rifät.“

Toni: „Was em of dä Sytä fehlt, ist Nebetsch.“

Sepp: „Aber denn erst no säb Aug', wo-n-er fast nütz g'sieht? Muest halt föß Jöhrli wartä — dä Stier ist bis denn schöner ond g'schyder, ond Du an!“

Börsensaal-Kunstaustellungs-Schnadahüpferl.

Mag auch die Welt sich Glossen machen:

„Die armen, durchgebläuten Sachen!“

Sei liebevoll und nimm Vermerk:

Wenn tausend andre drüber lachen, —

Des Künstlers Name preis (t) das Werk.

Ob Hodler hodelt, Händler hodelt, —

Die Hauptsach' bleibt: Wie ist's gemodelt?

Mir sagt es Deine Landschaftspracht:

Der „kleine Moritz“ Schule macht!

Berner: „Das isch doch nadiich domerisch gschäftig mit däne z'Jüri usse. Alles wei sie: z'Landesmuseum, sieben es halb's Bergbähni, es Chünstlerhüsi, es neu's Theater, e neu'i Tonhalle und z'letzt no e zoologische Garte, aber nume eis wei si nid die Chöge: e Polizeistung!“

Stadt-Basler: „Jä, sell isch wöhr! An Schand isch's fir d'Widgenossenschaft e sellige B'schlus. Mir kennte is an Groß-Basel titelise wenn mer megte. Gott sei Dangs, sind bei uns kai sellig Stadtröth, die so e ungriffsig G'setz dure druffe. 's goht halt doch nit über Baaafel!“

Appenzeller: „Du Strohsnarr mit der Fasnachtstrommle chönst mir grad eba recht. Wo wird mehr g'lossen und g'fressa, das i grad so schwäha mueß, als bi Euch hönde, wo jedes drött Huus ä Comäpibellade oder äs Düstere-fresshöbl hat? Bi Euere Junstmöhl da hilst kei Polizeistund nütz — —“

Berner: „Les nützt sie o nüt, Du Käppi, als daß me e Füßlier schwige cha, wenn me gwöhnlich so wie so nütmech fütig's im Portemonnech hett! D'rüm hei d'Zürcher rächt g'ha, daß sie vo der altwäterische Frichtig nüt hei welle wüsse. Emel i, wenn i e Zürcher Stadtrath gsi wär, i hätt mi gottstürt an nei glümmet, — und das hätti! Läbit wan mit en angere!“